



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

er führte aus, daß Gräber Stätten sind, aus denen der Glaube, die Liebe, die Hoffnung auferstehen. „Selig sind des Himmels Erben“ von Klopstock, komponirt von Franz Otto, war vorher gesungen worden, ein von Verhulst eigens komponirter vierstimmiger Gesang „Wiedersehen“ schloß die Trauerfeier.

Mit Boigt blieb Schumann dauernd in treuester Freundschaft verbunden.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Antiutopien. Da wir in unsrer programmatischen Auseinandersetzung (Nr. 20) u. a. Richters Zukunftsbilder erwähnt haben, so wollen wir doch auch der andern hervorragendsten Erzeugnisse dieser Art noch mit einem Worte gedenken. Zunächst ist zu bemerken, daß die deutschen Sozialdemokraten zwar hie und da utopistische Schilderungen entworfen, aber noch keine zusammenhängende Utopie geschrieben haben. Herzka nennt sich sozial-liberal und polemisiert gegen die Sozialdemokraten, und Bellamy gehört mehr zu den Schwärmern für die Wunder der Technik als in die sozialdemokratische Partei irgend eines Landes. Wir wiederholen bei dieser Gelegenheit unser früher ausgesprochenes Urteil, daß Herzka weit mehr wertvolle und fruchtbare volkswirtschaftliche Gedanken zu Tage fördert als Bellamy, und freuen uns, dem nämlichen Urteil bei Zastrow zu begegnen (Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung u. s. w. 1891, S. 520). Dieser erklärt zwar Bellamys Gleichnis vom Regenschirm („daß man 300 000 Regenschirme aufspannen sollte, um das zu erreichen, was man für ganz Boston mit einem erreichen kann, daran denkt im sozialistischen Staate niemand mehr“) „für das bedeutendste, was die Litteratur unsrer Zeit in Popularisirung irgend eines volkswirtschaftlichen Theorems hervorgebracht hat, aber, meint er, der Höhe dieser bestgelungenen Stelle steht das Gesamtiveau der schriftstellerischen Leistung bei Herzka doch ungleich näher als bei Bellamy selbst.“

Marx, der Dogmatiker und Papst unsrer deutschen Sozialdemokraten, hat der Hauptsache nach weiter nichts gethan, als daß er den Verlauf der Kapitalbildung, der ihm in England vor Augen lag, enthüllte und daraus den Schluß zog, die Expropriateure würden demnächst von den Expropriirten selbst expropriirt werden, nachdem diese durch die Überzahl stark genug geworden sein würden. Daß nach Abschluß der Revolution das Volksvermögen in lauter kleine Privatanteile zerlegt werden und derselbe Prozeß von vorn beginnen werde, konnte er als Hegelianer um so weniger glauben, als die moderne Technik zu der Auffassung zu berechnen schien, daß der Kleinbetrieb für immer tot und in Zukunft nur noch der Großbetrieb möglich sei, eine Ansicht, die ja von vielen Liberalen bis auf den heutigen Tag geteilt wird. Es bleibt bei dieser Auffassung weiter nichts übrig als der genossenschaftliche Großbetrieb, der ohne Beschränkung des Privateigentums am Kapital nicht denkbar ist, und einem systematischen Kopfe liegt es am nächsten, in Gedanken bis zur völligen Aufhebung dieses Privatkapitals fortzuschreiten. Darin lag gar nichts Utopisches, weil der Gemein- und Gemeindebesitz, weit entfernt davon, etwas neues zu sein, vielmehr das Alte ist, und weil im kleinen schon eine

Menge Versuche mit mehr oder weniger kommunistischen Genossenschaftsunternehmen angestellt worden und durchaus nicht alle unglücklich ausgefallen waren. Erst eine ausgeführte Darstellung der zukünftigen Gesellschaftsordnung, die man fortwährend von den Sozialdemokraten fordert, und die diese zu entwerfen sich weigern, würde eine Utopie sein. Sie weigern sich mit Recht, denn einen Verfassungsentwurf vorzulegen wären sie nur dann verpflichtet, wenn sie im Begriff ständen, die Regierung zu übernehmen; einen Verfassungsentwurf aber, der später möglicherweise einmal nötig werden könnte, also eine Utopie zu liefern, ist überhaupt niemand und unter keinen Umständen verpflichtet.

Ein Hauptirrtum der deutschen Sozialdemokraten besteht darin, daß sie die Vorbedingung der Katastrophe, auf die sie hoffen, die Konzentration alles Eigentums in wenigen Händen ganz allgemein für so nahe halten, als sie vor fünfzig Jahren in England zu sein schien, während es in Frankreich, Deutschland und Oesterreich noch einen soliden Mittelstand und viel widerstandsfähigen Kleinbesitz giebt, und in England die Gewerksvereine einen neuen Mittelstand geschaffen haben. Freilich droht dieser gerade jetzt wieder in Trümmer zu gehn, und ein bedeutender Teil der Kapitalmacht mit ihm, deren Überreste dann vom ganz großen Kapital verschlungen werden würden. Die sogenannte Arbeitsperre der Spinner von Lancashire ist weder eine gewöhnliche Sperre noch ein Streik, sondern die Einleitung zu einem Abkommen zwischen Fabrikanten und Arbeitern wegen Verminderung der Produktion, weil der Markt mehr als je überfüllt ist und die Preise einen Stand erreicht haben, bei dem weder die eine noch die andre Partei mehr bestehen kann. Man soll vorläufig übereingekommen sein, daß nur an fünf Tagen der Woche gearbeitet werde. Durch solche Erscheinungen, an denen es nirgends in Europa fehlt, wird das nächste Ziel der Sozialdemokratie, die Herabsetzung der Arbeitszeit, vollauf gerechtfertigt. So sehr man eine Zwangsbeschränkung dieser im Interesse der individuellen Freiheit wie der Sittlichkeit beklagen mag — gehn die Dinge so fort wie jetzt, dann wird eben weiter nichts übrig bleiben. Die Welt hat schon viel Unvernünftiges gesehen, aber daß in einer Zeit, wo die Maschine hundert und tausendmal so viel Waren liefert, als Menschenhände zu liefern vermöchten, einerseits immer noch überlange Arbeitszeiten vorkommen: vierzehnstündige, zwanzigstündige, sechsunddreißigstündige, andererseits die Konkurrenzhebe den ohnehin rasenden Gang der Produktion immer noch beschleunigt, das ist wohl der Gipfel aller Unvernunft. In der Reichstags-sitzung vom 9. Februar erklärte der sachverständige Abgeordnete Köfide: „43 Prozent aller 15 000 Unfälle sind bei dem jetzigen Stande der Technik überhaupt unvermeidlich gewesen.“ Natürlich! Der ebenfalls höchst sachverständige Wiener Geheimrat Herrman hat es ja gesagt: Der Mensch paßt gar nicht mehr in den beschleunigten, exakten Gang des Maschinenbetriebes; er ist zu dick, zu lang, hat zu viel vorstehende Körperteile, ist zu langsam, zu ungeschickt, zu wenig exakt, kann nie eine so vollkommene Maschine werden wie die eisernen Maschinen, und wenn er sich immer noch unter diesen herumtreibt, wo er streng genommen nichts mehr zu suchen hat, dann darf er sich nicht drüber beschweren, wenn er gelegentlich zermalmt wird. Daß ein Mensch zwischen den rasenden, sausen, schwirrenden, flimmernden Rädern und Rädchen, Spindeln und Riemen vierzehn Stunden lang stehen, aufpassen und eingreifen soll, bis er schwindlig und dumm im Kopfe geworden ist, wie ein Betrunkener taumelt und sich von den Rädern Arme und Beine ausreißen läßt, nur damit Warenmassen aufgehäuft werden, die niemand kauft und verwendet, das ist eine Thorheit, die von keiner utopischen Thorheit mehr überboten werden kann.

Professor Schmoller hat im Aprilheft der Preussischen Jahrbücher die Ansicht ausgesprochen, unsre Produktion scheine sich nach einer andern als der von den Sozialdemokraten erwarteten Richtung hin entwickeln zu wollen. Mehr und mehr werde die technische Leitung der Großbetriebe in die Hände ganz besonders tüchtiger und fähiger, hochbezahlter Angestellten übergehen, die Kapitalien aber würden unter Benützung der neuesten Kreditformen von einer immer größern Anzahl von Personen hergegeben werden, die mit der Leitung des Unternehmens nichts zu thun und weiter nichts zu beanspruchen haben als die ortsübliche und zeitgemäße Verzinsung ihres Geldes. „Der Unternehmergewinn wird mehr und mehr Bezahlung hochqualifizierter Arbeit, und soweit er dem Kapital bleibt, zerteilt er sich in viele Hände; teilweise geht er auch zugleich in die Hände der Kunden oder als Tantieme, Gewinnbeteiligung, Prämien in die Taschen der Angestellten und Arbeiter.“ Ein solcher Gang der Dinge wäre selbstverständlich dem großen Kladderadatsch und der gewaltsamen Expropriation bei weitem vorzuziehen, aber das Ergebnis würde gar nicht so sehr weit abliegen vom sozialdemokratischen Ideal, und Schmollers Methode ist genau dieselbe wie bei Marx: aus einigen in der Gegenwart hervortretenden Erscheinungen schließt er, daß diese Erscheinungen allgemein werden und der Zukunft den Stempel aufdrücken werden. Wenn ein solcher Schluß aus der Gegenwart auf die Zukunft utopisch ist, dann ist auch Schmoller ein Utopist. Zudem sind die beiden Erscheinungen, auf denen sein Zukunftsbild beruht: Verteilung des Geschäftsgewinns unter viele und Zuweisung des höchsten Anteils an die leitenden Geister, heute noch nicht einmal so allgemein, wie zu Marxens Zeiten die Eigentumskonzentration in England war.

Bei dieser Lage der Dinge ist nicht zu erwarten, daß Leute, die wie Eugen Richter in seinen Zukunftsbildern und Gregorovius in seinem Himmel auf Erden schildern, wie es nach einem etwaigen Siege der Sozialdemokraten zugehen würde, damit auf das Volk großen Eindruck machen werden. Es könnte so kommen, wie sie es beschreiben, es könnte auch anders kommen, wer weiß es? Vor allem: wenn es wirklich zur Proletarisierung unsers ganzen Volkes käme, die abzuwenden eben eine Hauptforge unsrer Staatsmänner sein muß, so vermöchte keine Gewalt der Welt und keine Furcht vor den drohenden Greueln den Sieg des Proletariats zu verhindern; ob dann dessen Herrschaft den Charakter einer Pöbelherrschaft annehmen würde oder nicht, das hinge von der Verstandes- und Herzensbildung der Massen ab. Freilich lehrt die Geschichte, daß oft genug bei revolutionären Umwälzungen die Hefe des Volks oben aufkommt und die Führung mit Mord und Brand übernimmt. Die Schrecken einer Pöbelherrschaft warnend zu schildern, war aber die Absicht der Schrift von Gregorovius, und wenn er dadurch den herrschenden Klassen das Gefühl dafür geschärft hat, was sie dem Volke schuldig sind, um es von anarchistischen Anwandlungen zurückzuhalten, so wird sein Büchlein genügend gewirkt haben. Man könnte einwenden, daß die Geschichte der Revolutionen und namentlich der französischen Schreckensherrschaft solche Belehrungen, Warnungen und Mahnungen schon zur Genüge enthalte; doch da die meisten Leute unsers mit Arbeit überladnen Jahrhunderts zum Lesen dicker Bücher keine Zeit haben, so wird für die, die sich belehren lassen wollen, diese Quintessenz aller Revolutionsgeschichten nicht überflüssig sein, deren Bilder nichts weniger sind, als müßige Dirngespinnste und dabei an novellistischem Reiz, farbenreichen Schilderungen, packenden Effekten, spannenden Verwicklungen Eugen Richters bürgerliche Buchbindergeschichte bei weitem übertreffen. Auch was an volkswirtschaftlicher und sozialer Polemik in diesem Novellenkranze steckt, kann sich mit den gleichartigen Leistungen

des großen Sozialistentötlers messen. Die verschiedenen Arten des im Kommunistenstaate herrschenden unleidlichen Zwanges, die Freudlosigkeit einer nicht selbst gewählten, sondern von der Behörde auferlegten Arbeit, die noch dazu durch keine Hoffnung auf Besserung der Lage verjüßt wird, die Mangelhaftigkeit des Arbeitsgeldes, der „Zertifikate,“ die Greuel eines Staatskinderhauses, der wirtschaftliche Bankerott infolge schlecht organisirter Produktion, das alles wird sehr überzeugend dargestellt, und es wäre in der That nicht unmöglich, daß ein kommunistisch verwalteter Großstaat einen solchen Ausgang nähme. Wie man dem gegenüber vor der Schrift hat warnen und dem Verfasser, wie es verschiedentlich geschehen ist, einen Vorwurf daraus hat machen können, daß er die Farbe, die ihm die Geschichte liefert, in dieses nicht für Kinder geschriebne Buch ungebrochen hinsetzt, ist uns unverständlich, und vollends verwunderlich ist uns, daß es die österreichische Regierung auf Veranlassung des Grazer Staatsanwalts verbieten zu müssen geglaubt hat.

Größern praktischen Wert als diese beiden haben zwei andre kleine hübsche Schriften, weil sie unter der ironischen Form einer Darstellung zukünftiger sozialer Mißbildungen verschiedene Thorheiten und Schlechtigkeiten geißeln, an denen wir jetzt schon leiden. Das eine: „Wie kam es doch? ein von Eugen Richter und Gregorovius ausgehen, wohl herbeigeführt werden konnte, und schildert den zeretzenden Einfluß der jüdischen Kapitalmacht und die allmähliche Schwächung der Regierungsgewalt durch sogenannte liberale Ideen. Den agrarischen Anschauungen des Verfassers vermögen wir allerdings nur mit großen Einschränkungen beizupflichten. Das andre: „Aus den Erinnerungen des Herrn Julian West, herausgegeben von Dr. Ernst Müller,“ schildert mit gutem Humor die Herrschaft der Freiheitsphrasen, der Koterien, die Ausbeutung des Gemeinwesens für Privatwecke, die Folgen der Schulwut und andre interessante Dinge, die zu beobachten er im Jahre 1890 schon so viel Gelegenheit gehabt hat, daß er den Auszug in Bellamys Märchenland und die Datirung ins Jahr 2037 gar nicht nötig gehabt hätte, wenn es ihm nicht um die pikante Einkleidung und die Verzuckerung der bitteren Pillen zu thun gewesen wäre.

Können wir selbstverständlich nicht mit allem und jedem einverstanden sein, was der und jener zur Lösung der großen Fragen beibringt, so freuen wir uns doch über jeden, der guten Willen zeigt und Hand anlegt; je kritischer die Zeit ist, desto mehr ist's eines jeden Pflicht, zu helfen. Bringe also nur ein jeder, was er weiß und kann, und helfe bauen; was seine Beiträge wert sind, kann endgiltig freilich nur das Feuer der Prüfung im Leben lehren: was's Heu und Stoppel, so wird es brennen, was's Gold und edler Stein, so wird's bestehn.

Doch einmal Dank! Es kommt nicht oft vor, daß Worte so herzlichen Dankes, so freudiger Anerkennung aus der Mitte eines der romanischen Völker zu uns tönen, die sich ja alle den Franzosen zuerst und zutiefst verbunden und verpflichtet fühlen, wie der greise rumänische Staatsmann Michael Rogulniceanu in der Sitzung der Rumänischen Akademie zu Bukarest am 13. April aussprach, als er seinem Vortrage über die Befreiung der Zigeuner von der Leibeigenschaft eine autobiographische Skizze voraussandte. Er erzählte von dem Berlin der ersten dreißiger Jahre, wo er auf Anraten des Kaisers Nikolaus, der die beim rumänischen Adel übliche Erziehung in Frankreich politisch gefährlich fand, seinen Studien oblag und durch Männer wie Graf Schwerin, Wilibald Alexis u. a. in die Geschichte und die Einrichtungen Preußens eingeführt wurde. Den jungen

Rumänen<sup>1)</sup> fesselten vorzüglich die Geseze, die den Bauernstand befreit und gehoben hatten, er studierte ihre Anwendung und Wirkung auf den Gütern der Mark und beschloß, ihre Grundsätze einst in seinem Lande zur Geltung zu bringen. Er sagte u. a.: „Eingeführt in die politischen Kreise Berlins, hatte ich vielfache Gelegenheit, meinen Verstand mit den reformatorischen Ideen zu bereichern, die damals die hohen Geister Deutschlands erfüllten. Ja wohl, der Universität in Berlin, meiner zweiten Mutter, der Friedrich-Wilhelms-Universität und dem Beispiel, das mir die deutsche Vaterlandsliebe gegeben, und das ich in allen Schichten der deutschen Gesellschaft, ob adlichen oder bürgerlichen, gesehen habe, verdanke ich die Liebe zu meinem rumänischen Vaterlande, und den liberalen Geist, der mich bei allen Handlungen meines Lebens beseelt hat. . . Mein ganzes Leben hindurch, in meiner Jugend und im reifen Alter, habe ich in verschiedenen Zeiten anerkannt, daß ich der deutschen Bildung, der Universität zu Berlin, der deutschen Gesellschaft, den Männern und großen Patrioten, die die Einigkeit Deutschlands bewerkstelligt haben, nahezu alles zu verdanken habe, was ich in meinem Vaterlande geworden bin, und daß an dem Feuer des deutschen Patriotismus auch die Fackel meines rumänischen Patriotismus entzündet wurde!“

Rogulniceanu sprach seine Rede in Anwesenheit des Königs Karl, betonte aber mit dem ihm eignen Freimuth, daß er nicht lobe, um zu gefallen, daß er lange vor der Wahl des Hohenzollernprinzen dieselben Gefühle ausgesprochen und in dem großen Reformwerk der Befreiung des rumänischen Bauernstandes die in Deutschland empfangnen Eindrücke und Lehren verwertet habe. Das bezeugt ihm die Geschichte.

In uns riefen die Worte Michael Rogulniceanus, indem sie uns wie eine schöne seltne Ausnahme wohlthuend berührten, die Frage nach: Wie kommts, daß Deutschland nicht öfter solchen Dank erntet für alle die Güter an Wissen und Bildung, die hunderte von Rumänen, Griechen, Bulgaren, Serben, Russen und Verwandten alljährlich aus unsern Schulen hinaustragen? Es ist keine Frage, daß man uns weniger freudig dankt als Frankreich, dem ungleich bereitwilliger Dank gezollt wird. Wir werfen heute nur die Frage auf, die auf wichtige Punkte unsrer auswärtigen Volks- (nicht Staats-) Beziehungen führt, mit denen Schulvereine und deutsche Verbände sich zu wenig befassen. Davon ein andermal. Heute ist es dringender, dem rumänischen Freunde zu sagen, daß seine Worte in Deutschland nicht klanglos verhallen. Dank und Gruß tönt ihm zurück.

Universitäten und Gymnasien. Aus einer in der „Deutschen Schulpost“ veröffentlichten statistischen Tabelle ersehen wir, daß in dem Schuljahre 1890 bis 1891 3619 Abiturienten von den preußischen Gymnasien abgegangen sind. Von diesen haben sich 832 der Theologie zugewandt (475 der evangelischen, 353 der katholischen, 4 der jüdischen); 770 sind Mediziner geworden, 733 Juristen; dem Militärstande haben sich 263 gewidmet, dem Postfach 196, dem Baufach 93 und endlich der klassischen Philologie 89; dazu kommen 32 Naturforscher, 23 Historiker, 17 Mathematiker, 12 Neusprachler und 9 Germanisten. Rechnet man zu diesen Angehörigen der philosophischen Fakultät noch die 33 Theologen, die nebenbei philologische Studien betreiben, so kommen für das höhere Schulfach 216 Vertreter zusammen, das heißt: nur der siebzehnte Teil der Abiturienten widmet sich

<sup>1)</sup> Dem Meyers Konversationslexikon volle elf Jahre zuviel giebt; er ist nach eigener Angabe 1817, nicht 1806 geboren.

dem Lehrfach. Wenn wir auch nicht gerade zu den Leuten gehören, die da meinen, es könnte unserm Volke nur nützlich sein, wenn alle Schulen — Gymnasien wie Volksschulen — einmal auf zehn Jahre geschlossen würden, so freuen wir uns doch im Interesse unsrer Schulen und des Lehrerstandes, daß die ungesunde Überschwemmung Deutschlands mit Schulamtskandidaten, die für alle andern Berufsarten auf der Universität verdorben worden sind, endlich im Abnehmen begriffen ist. Denn so lange nicht die Behörden nach einem akademisch gebildeten Lehrer mit der Laterne suchen müssen, so lange das Angebot noch immer größer ist als die Nachfrage, wird auch die Hoffnung auf eine befriedigende Lösung der äußern Lebensfragen des höhern Lehrerstandes unerfüllt bleiben. Übrigens glauben auch jetzt schon viele Behörden, daß die akademisch gebildeten Lehrer sehr gut durch etwas höher gebildete und billiger arbeitende Volksschullehrer ersetzt werden könnten, daß also Not und Mangel an „Lehrkräften“ nie eintreten werde. Viele Direktoren sind freilich andrer Ansicht, aber die haben, wo die Behörden sprechen, den Mund zu halten.

Zu bedauern sind bei diesem Verjagen und Eintrocknen des philologischen Stromes unsre Universitätsprofessoren, die vor leeren Bänken dozieren müssen. Es giebt Professoren von Weltruf, die gegenwärtig ihre Vorlesungen haben einstellen müssen, weil ihnen die Zuhörer fehlen. Das ist bitter. Aber tragen sie nicht selbst einen guten Teil der Schuld an diesen unerquicklichen Zuständen? Der Gymnasiallehrerstand ist das jüngste Kind unsrer Universitäten; er ist ihr dankbarster und uneigennützigster Sproß. Ohne seine fleißige und stille Mitarbeit, und wäre es auch eine bloße Kärnerarbeit, stünden unsre philologisch-historischen Wissenschaften nicht so hoch. Aber die Universitäten haben selten ein Wort des Dankes und der Anerkennung dafür gehabt, sie sind nie für die berechtigten Interessen dieses Standes eingetreten, ja von einigen sind seine Bestrebungen nach Ordnung seiner äußern Verhältnisse sogar offen und versteckt bekrittelt und bekämpft worden. Was Wunder, wenn sich die Gymnasiallehrer nicht nur von den Universitäten abwenden, sondern auch ihre Zöglinge von Studien abzubringen wissen, die gegenwärtig oft einem verkehrten Lebensberufe gleichzuachten sind!

Nochmals der Buchhändlerprozeß. Der Rechtsfall, über den wir vor kurzem in diesen Blättern berichteten, scheint vom Schicksal ausersehen zu sein, zu den seltsamsten juristischen Erscheinungen zu führen. Nach einem Telegramm, das jüngst durch die Zeitungen ging, wäre eine zweite Klage der Firma Meyer und Müller, die diese gegen die weitem vier Mitglieder des Börsenvereinsvorstandes angestellt haben, vom Landgericht zu Leipzig abgewiesen worden. Man hätte hier nach glauben können, daß das Landgericht die vom Reichsgericht in der parallel gehenden Sache ausgesprochne Ansicht abgelehnt und sich der ursprünglichen Ansicht des Landgerichts und des Kammergerichts in Berlin, daß der Anspruch der Kläger an sich unbegründet sei, angeschlossen habe. Nach einem ausführlichen Bericht der Kölnischen Zeitung über diesen neuen Prozeß verhält sich die Sache aber anders. Es hatte also früher die Firma Meyer und Müller gegen zwei in Berlin wohnende Vorstandsmitglieder Klage auf Entschädigung erhoben, weil diese die Verleger aufgefordert hatten, den Klägern als Schleuderern keine Bücher mehr zu liefern. Die Kläger hatten auch durch den Ausspruch des Reichsgerichts eine Verurteilung gegen diese beiden Vorstandsmitglieder erlangt. Sie hatten aber, wahrscheinlich weil sie selbst ihrer Sache wenig trauten und die hohen Kosten scheuten, dort ihren Entschädigungsanspruch auf 2100 Mark beschränkt. Durch die

Entscheidung des Reichsgerichts ermutigt, hat nun die Firma Meyer und Müller gegen die übrigen vier Herren Klage erhoben und diese Klage auf einen Entschädigungsanspruch von 17 000 (anfangs sogar 50 340) Mark gestellt. Dieser Anspruch ist es, auf den jetzt beim Landgericht in Leipzig eine Entscheidung ergangen ist. Das Landgericht ist zur Abweisung der Klage auf folgendem Wege gekommen. Es hält, gerade so wie das Reichsgericht, den Klagenanspruch an sich für vollkommen begründet, weil es in der von der Beklagten an die Verleger gerichteten Aufforderung einen unberechtigten Eingriff in die Rechtssphäre der Kläger erblickt. Dann aber nimmt das Urteil eine seltsame Wendung. Es sagt: die Beklagten seien nur dann zur Entschädigung verpflichtet, wenn sie sich auch in subjektiver Hinsicht einer Rechtsverletzung schuldig gemacht hätten. In dieser Hinsicht sei jedoch ein Verschulden der Beklagten nicht anzunehmen, und deshalb sei der Schadenersatzanspruch abzuweisen.

Hat nun auch hier im Endergebnis die gerechte Sache gesiegt, so ist doch die Begründung des Urteils schwerlich aufrechtzuhalten. Der Irrtum, in dem die Ansicht des Reichsgerichts wurzelt, ist ja nicht schwer zu erkennen. Es sieht den Betrieb eines Geschäfts wie eine Art Eigentum an, in das niemand zum Schaden des Eigentümers eingreifen dürfe. Diese Ansicht ist durch und durch unjuristisch. Signet man sich aber einmal diese Ansicht an, dann kann es ja dem, der sich solche Eingriffe erlaubt, in Beziehung auf seine Entschädigungspflicht nicht zur Entschuldigung gereichen, daß er subjektiv geglaubt hat, seine Eingriffe seien nicht rechtswidrig. Handelte es sich um die Bestrafung eines Vergehens, das zu seinem Tatbestande wesentlich begangnes Unrecht erfordert, dann könnte der subjektive gute Glaube entschuldigen. Aber die zivilrechtliche Entschädigungspflicht kann davon nicht abhängen. Die Entscheidung des Landgerichts ist daher, vom juristischen Standpunkt bemessen, noch weit schlimmer als die des Reichsgerichts. Denn es werden darin zwei juristische Denkfehler aufeinandergehäuft. Wenn man aber solche Entscheidungen wie die des Reichsgerichts und die des Leipziger Landgerichts ansieht, dann fragt man sich unwillkürlich: Giebt es denn überhaupt heute noch eine Rechtswissenschaft in Deutschland?

In Sachen der Berliner Schloßlotterie können wir nicht umhin unsere Meinung dahin auszusprechen, daß wir die wortreiche und salbungsvolle Polemik, die man dem Projekt widmet, zwar wohl erklärlich, aber um so weniger gerechtfertigt finden. Es ist in der That einmal eine „Mörgelei,“ wie sie im Buche steht. Zu den Zeichen unsrer Zeit gehört ein Überschuß von Sentimentalität und Zartgefühl, der dem Ernst der Situation sehr wenig entspricht. Es mag das mit der Abnahme einer gesunden und echten Religiosität in einer gewissen Wechselbeziehung stehen. Erst vor kurzem haben die Hamburgischen Nachrichten auf dieses Krankheitszeichen hingewiesen anläßlich der Veröffentlichung des Zuhältergesekentwurfs, der dem Abscheu gegen die krassen Ausbrüche der Roheit genugsam will durch ein besonders empfindliches Strafmaß, von dem der Hochstapler und andre gefährliche Spitzbuben von Profession um ihrer feinern Manieren willen Befreiung genießen sollen.

Nun handelt es sich um Beseitigung verschiedener durch die gegenwärtige Umgebung des königlichen Schlosses verursachter Uebelstände, die jeder billig denkende anerkennen muß. Wir nennen nur den Mangel eines Gärtchens oder Spielplatzes für die Kinder des Kaisers, eines pädagogischen Erfordernisses, dessen wohlthätigen Einfluß die besser situirten Eltern selbst des Bürgerstandes ihren Kindern zuzu-

wenden in der Lage sind. Da verlautet etwas von der Absicht, die dazu erforderlichen Geldmittel durch eine Lotterie aufzubringen, und siehe: alle Welt wirft sich in die Pose sittlicher Entrüstung, als ob die heiligsten Güter der Nation angetastet werden sollten, und einer überbietet den andern in dem Lamento über den ruchlosen Anschlag, „das altehrwürdige Hohenzollernschloß durch — *horribile dictu* — Geldlotterien und Grundstückspekulationen in eine neue Umgebung zu versetzen“! Es ist, als ob sich aller ein moralischer Paroxysmus bemächtigt hätte. Denn bei Lichte besehen würden die Bestrebungen einer jeden der großen Parteilgruppen bei dem Projekt ihre Rechnung finden. Daß davon abgesehen wird, den Staatsfädel dafür in Anspruch zu nehmen, kann doch niemandem unangenehm sein. Insbesondre können es ja die Liberalen nur gutheißen, daß es jedem freigestellt wird, sich daran zu beteiligen oder davon fernzubleiben. Die Konservativen und monarchisch gesinnten sollten einem dem Königshause zuzuwendenden Benefizium vollends sympathisch gegenüberstehen. Und das Zentrum wird sich wohl noch des Umstandes erinnern, daß sein dahingeshiedner Führer, der, wie scharf man auch seine politische Wirksamkeit verurteilen mag, als Mensch das Herz auf dem rechten Fleck hatte, wiederholt privatim und im Parlament die Lotterie gegen den Vorwurf der sittlichen und wirtschaftlichen Verwerflichkeit in Schutz genommen hat mit dem Hinweis darauf, daß es auch dem geringen Manne zu gönnen sei, sich das Leben gelegentlich durch die Hoffnung auf einen Glückszufall zu erheitern.

Wir bekennen, daß sich das Lotteriespiel den wirtschaftlichen Grundsätzen nicht anpaßt, denen wir für unsre Person huldigen; aber darum halten wir es noch bei weitem nicht für unsittlich oder gemeinschädlich. Im Grunde mögen wohl auch bei den Regisseuren des Entrüstungsspektakels andre Triebfedern im Spiele sein. Das benimmt aber dem „Biereifer“, mit dem die Herde des moralisierenden Philistertums auf das gegebne Signal ihr „Wäh“ im Chor erschallen läßt, nichts von seiner Eigenschaft als Kennzeichen sittlicher Prüderie und sozialpolitischer Verschrobeneheit. Wer in Wahrheit ein Herz hat für die sittliche wie die physische und wirtschaftliche Wohlfahrt unsers Volkes, einige Empfindung hat von den schweren Schäden, mit denen unser Gesellschaftskörper behaftet ist, und auch nur ein geringes Verständnis der Gefahren, die uns bedrohen, der wird keine Neigung verspüren, sich bei gleichgiltigen Außerlichkeiten und trifles aufzuhalten, denn er ist sich bewußt, daß seine Zeit und seine Kraft wichtigern Dingen gehören. Die eigentliche Ursache der die Gegenwart kennzeichnenden Bartgefühlshypertrophie liegt, von der eingangs angedeuteten abgesehen, in dem trotz oder wegen des übermäßigen Genußes unsers Nationalgetränks zunehmend grassirenden nüchternen und herzlosen Philistertum, das sich auf der einen Seite in einer zur Schau getragenen Empfindsamkeit und Talmimoralität gefällt und sich dadurch den Pflichten der Nächstenliebe und der wahren Sittlichkeit gegenüber für abgefunden erachtet, auf der andern Seite das bißchen Phantasie nicht aufzubringen vermag, sich den gewaltigen Ernst zu vergegenwärtigen, mit dem das stetige Steigen der revolutionären Flut Staat und Gesellschaft in immer engeren Kreisen umzieht. Da wird es wohl erst des Krachens der Dynamitbomben bedürfen, den Pächtern des Anstandes und der Moral ihre sentimentaln Flausen auszutreiben.

Eine Gotteslästerungsklage. Ein gleichzeitig in einer Berliner und einer Wiener Zeitung erscheinender Roman von Adolf Wilbrandt ist in Wien zum Gegenstand einer Anklage wegen Gotteslästerung gemacht worden. Der Roman wird von gewissenhaften Lesern für herzlich schlecht erklärt, der übermäßig frucht-

bare Verfasser soll sich damit, um Interesse zu erregen, auf die niedrige Stufe jener Tageslitteratur begeben haben, die allbekannte Persönlichkeiten und Verhältnisse — hier Münchner und Wiener — unter andern Namen schildert und karrikirt. Darnach würde es kein Verlust sein, wenn das Machwerk ungedruckt geblieben oder gleich anfangs mit Beschlagnahme belegt worden wäre. Aber nur mit Staunen kann man lesen, worauf sich die erwähnte Anklage stützt. In einem Spottgedicht werden nämlich die ästhetischen Bemerkungen dreier Künstler der bekannten „modernen“ Schule über ein Gemälde der Kreuzigung wiedergegeben und in die Schlußreime zusammengefaßt:

Hoch die Wahrheit nackt und bloß!  
Wahr und wirklich sind die Schächer,  
Den Erlöser sind wir los!

Wenn ein Abgeordneter aus Tirol, der den Justizminister wegen dieser Verse interpellirte, nicht begriffen hat, wohin deren Spitze sich kehrt, so darf man seinen Wahlkreis bedauern. Aber was in aller Welt soll ein Gericht damit beginnen? Wie oft ist in Zeiten des sogenannten Polizeistaates handgreiflich dargethan worden, daß die eigentlichen Majestätsbeleidiger u. s. w. jene Spürnasen sind, die überall schlimme Hintergedanken wittern und in jedes mehrdeutige Wort einen strafbaren Sinn legen! Wie oft ist an das alte Epigramm erinnert worden von dem Spießbürger, der wegen eines Gedichts, in dem von einem Esel die Rede ist, Klage erheben will und auf den Einwand des Richters, es sei ja kein Name genannt, antwortet: Wer soll der Esel anders sein als ich? Und was kann bei der Sache herauskommen? Ein zungenfertiger Advokat wird schlagend und witzig beweisen, daß die Tendenz des Gedichts löblich, die Rundgebung zeitgemäß sei, und wie auch der Spruch ausfallen möge, wird dem Roman eine ebenso große wie unverdiente Reklame gemacht werden. Wir sollten meinen, daß in einer Zeit, in der die Früchte einer schandbaren, jahrzehntelang betriebnen Wühlerei überall in furchtbaren Thaten zu Tage treten, die Behörden etwas andres zu thun hätten, als — Mücken zu seihen.

M. E. Z. Seit dem 1. April haben wir Süddeutschen ein hübsches Geschenk bekommen. Seit diesem Tage blieb es plötzlich abends fast eine halbe Stunde länger hell, man konnte bald schon ohne Lampe zu Abend essen, dann noch einen Spaziergang im Freien machen; es schien, als wäre der Frühling eher gekommen, und wenn die Natur noch nicht gleich ganz denselben Anblick bot, so glaubte man nachher nur um so länger und gemächlicher den Frühling zu durchleben. Am längsten Tage des Jahres werden wir es nun noch eine halbe Stunde länger abends hell haben, als in den frühern Jahren. Das Ganze nennt sich mitteleuropäische Zeit, in amtlicher Besessenheit abgekürzt M. E. Z., und wurde ohne jegliches weitere Geräusch von den staatlichen Eisenbahndirektionen öffentlich eingeführt, worauf die Gemeinden, von den Regierungen ermuntert, einfach mitmachten. In Baiern wurden die Uhren um 13, in Württemberg um 23, in Baden um 26, im Reichslande um 29 Minuten vorgerückt. Natürlich muß man jetzt des Morgens um ebenso viel früher aufstehen. Aber da sich der Kulturmenschen, wenigstens im Frühling, Sommer und Herbst, ohnedies erst bei hellem Tage erhebt, merkt er den Unterschied nicht oder freut sich höchstens über die schöne Frühe und das Morgengezwitscher der Vögel. Es ist eine kleine Reaktion lebenswürdigster Art gegen die leidige „Kulturerrscheinung,“ daß das tägliche Leben allmählich immer tiefer und später in den Tag (und infolge dessen in die Nacht) hineinverlegt wird.

Und eine Reaktion, von der etwas gelernt werden kann! Hätten wir plötzlich von Staatswegen eine halbe Stunde nach der Uhr früher aufstehen sollen, o, wie würden wir uns gewehrt, wie würden wir protestirt und die Presse zum „Organ“ unsrer Entrüstung gemacht haben. Aber einfach eines schönen Tages die Uhr vorgerückt, und — Friede waltet überall!



## Litteratur

Clemens Brentanos Frühlingskranz aus Jugendbriefen von ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. Berlin, Wilhelm Herz (Bessersche Buchhandlung), 1891.

Dies Buch mit dem nicht sehr geschmackvollen Titel („Clemens Brentanos Frühlingskranz. Aus Jugendbriefen“ würde vollauf genügt und das Vorwort alles weitere übernommen haben) hat einen reichen und eigentümlichen Inhalt. Es sind Briefe, die Clemens Brentano in den Jahren 1803 bis 1808 mit seiner Schwester Bettina — der nachmaligen Bettina von Arnim — gewechselt und die diese dann in ihrer phantasiervoll-willkürlichen Art 1844 zu einem Buche verarbeitet hat, das dem zwei Jahre zuvor geschiednen Bruder zu einem Denkmal dienen sollte. Der poetische Grundzug und Grundton, nach dem sich diese redigirten Briefe halb wie romantische Novellen, halb wie Lyrik in Streckversen lesen, mag den Originalbriefen ähnlich und beinahe gleich sein (der neue Herausgeber des Buches, Reinhold Steig, versichert wenigstens, daß er das Original eines der wichtigsten Briefe gelesen habe, und daß in der gedruckten Wiedergabe kaum ein Wort verändert sei) — dennoch wird man die Aufzeichnungen des Frühlingskranzes nicht sowohl für unmittelbare Zeugnisse, als vielmehr für lebendige Erinnerungen aus der Zeit der Romantik ansehen müssen. Nicht nur die Stimmungen, die Clemens Brentano und seine zehn Jahre jüngere Schwester wirklich gehabt haben, sondern auch die, die sie gern gehabt hätten, nicht nur die Erlebnisse, sondern auch die Phantasien der Geschwister Brentano gewinnen hier Gestalt. Bettina ist offenbar bemüht gewesen, die Briefe zu einer Art Roman umzubilden, und sie wird dafür ihre Erfindungskraft nicht wesentlich haben anstrengen müssen. Man spürt, daß dem Ganzen Eindrücke, Schilderungen, Gefühlsäußerungen zu Grunde liegen, die eben nur in dem ersten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts, nur in den Lebenskreisen der Romantiker möglich waren. Phantasiesprünge, die Brentanos Märchen, Naturbilder, die Eichendorffs Novellen, Genrezenen, die Tiecks satirischen Komödien und Reflexionen, die Schleiermachers Erstlingschriften anzugehören scheinen, begegnen uns fast Seite für Seite in dem Briefwechsel der wunderlichen Geschwister Brentano. Es ist eine hochgesteigerte und zum Teil künstliche und ungesunde Eigentümlichkeit, die uns aus dem Buche anblickt, und die doch mitten unter der Noheit und Flachheit der durchschnittlichen Tageserscheinungen beinahe wohlthut. Ubrigens ist es seltsam: ob schon sich Clemens Brentano in diesen Briefen an die Schwester von seiner besten Seite darstellt, so wird er doch immer von der trotz aller Wunderlichkeiten verständigern, wahreren und entschlosseneren Bettina überragt.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig